

sendeten Beamten wird in der Regel auf 4 Jahre bemessen; bis jetzt sind im Ganzen 31 deutsche Postbeamte nach Konstantinopel versetzt bzw. von dort zurückversetzt worden.

** Man ist oft versucht, die von Zeit zu Zeit aufgetauchten Berichte von Ueberfällen durch Seeräuber für sogenannte Seegeschichten zu halten; indessen kommen doch Fälle vor, wo es deutlich bewiesen ist, daß auch heute noch in gewissen Gewässern die Seeräuberplage besteht. Das bremische Schiff „Rajah“ hat auf der Reise von Cardiff nach Hongkong ein solches Abenteuer gehabt. Die „Rajah“ gelangte Ende des vorigen Jahres in die Nähe des Molukkenarchipels, wo sie namentlich in der Ombaistraße viel mit Windstille und sengender Hitze zu thun hatte. Am 1. Januar kam die Lord North-Insel (oder Toboi) in Sicht und das Schiff wollte die etwa 2 Seemeilen große Insel in gewisser Entfernung umsegeln, da der Kapitän von dem schlechten Charakter der Inselbewohner unterrichtet war. Schon hoffte man, von ihnen unbelästigt zu bleiben, als gegen 10 Uhr morgens erst ein Segelboot, dann weitere Boote, schließlich elf Fahrzeuge erblickt wurden, die sich anschlössen, Jagd auf die Rajah zu machen. Die Insassen der Boote hatten mit ihren Rähnen eine lange Linie gebildet, durch die der Kurs der „Rajah“ mitten hindurch führt. Der Wind war SW und das Schiff lief vier Meilen. Der Kapitän manövierte sehr geschickt, indem er vom Kurse abwich, den Booten den Wind abschmitt und ihnen so entging. Die drei größten Fahrzeuge kamen trotzdem ziemlich nahe heran, sodaß man die bis an die Zähne bewaffneten Mannschaften zählen konnte. Jedes Boot enthält 25 Mann. Schließlich aber mußten die Räuber die Verfolgung aufgeben. Es war ein Glück für die „Rajah“, daß dies geschah; hätten sie noch eine Stunde die Jagd fortgesetzt, so wäre das Schiff verloren gewesen; denn es trat plötzliche Windstille ein und das Schiff trieb ganz langsam davon. Der Uebermacht der Mannschaften in den Booten wäre kein langer Widerstand entgegenzusetzen gewesen.

** Im Golf von Fiume wurde vorgestern von Fischern ein 2 1/2 m langer Delfin gefangen, der das ansehnliche Gewicht von 176 kg hatte.

** Amerika. Die Nordamerikanische Union wird durch zwei Kreuzer bei der Nordostkanalarbeiter beteiligt sein. — Der Ausrüstung in Columbia nähert sich jetzt dem Panamakanal, zahlreich brotlose Arbeiter schließen sich diesen Raubscharen an. Der Krieg wird von beiden Seiten mit ganz brutaler Grausamkeit geführt.

Deutscher Reichstag. Sitzung vom 6. März.

Auf der Tagesordnung stehen die Anträge Hammerstein, Liebermann v. Sonnenberg und Haffe, betr. Einwanderung ausländischer Juden.

Abg. Haffe (nat.-lib.): Ich bin kein Anhänger des Antisemitismus, soweit er seine Beweggründe der irreligiösen Unduldsamkeit entnimmt, auch nicht insoweit er die Judenfrage in den Mittelpunkt des gesamten politischen Lebens stellt. Dagegen kann ich nur bedauern, daß nicht die Judenfrage schon längst vom Standpunkte des gesunden National-Egoismus aus wirtschaftlichen Gründen behandelt worden ist. Auch in Amerika finden Sie eine Bewegung gegen die Chinesen, ebenso in Australien. Dabei halte ich eine solche Bewegung für unberechtigt in Ländern, wo die Bevölkerung der Fremden-Einwanderung noch bedarf, um sich zu vermehren. Frankreich beispielsweise wird in seiner Bevölkerung eher zurückgehen ohne die Einwanderung. Das deutsche Volk ist verhältnismäßig am meisten berechtigt zu derartigen Bewegungen, an-

gestichts unserer Ueberflüsse an Volksträften. Die fremde Einwanderung ist daher für die Homogenität unseres Reiches kein Vorteil. Neben empfiehlt demgemäß den Antrag zur Annahme, die Regierung um eine Novelle zu dem Gesetz vom 1. Jan. 1870 zu ersuchen, in welcher der Verlust der Reichsangehörigkeit (durch Aufenthalt im Auslande) ausgedehnt, sowie andererseits der Erwerb derselben durch Naturalisation erschwert wird.

Abg. Ricker (freis. Ver.) lehnt auch den Antrag Haffe ab.

Staatssekretär v. Böttcher: Der Bundesrat hat sich mit diesen Anträgen noch nicht beschäftigt und ich halte es auch nicht für angebracht, meine persönliche Ansicht hierüber auszusprechen. Ich nehme nur das Wort, um auf die Frage zu antworten, welche der Vorredner bezüglich der Verträge mit dem Auslande an mich gerichtet hat. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß jeder Staat das Recht hat, Ausländer auszuweisen; es ist das doch auch in dem Gesetz über Erwerb und Verlust der Staats- und Reichsangehörigkeit ausgesprochen. Sofern die vorliegenden Anträge die Absicht haben, die Einwanderung im Sinne der Erwerbung der Bundes- und Staatsangehörigkeit zu verhindern, würden sie an sich zulässig sein. Was die Verträge anlangt, so sprechen dieselben im allgemeinen aus, daß die Ausländer unter demselben Gesetz, mit denselben Rechten wie die Inländer Handel und Gewerbe bei uns betreiben dürfen. Wollten wir also die Ausländer von diesem Recht ausschließen, so wäre das mit den Verträgen nicht vereinbar. (Abg. Ricker ruft: Hört, hört!) Aber diese Vorsicht berührt nicht das polizeiliche Verhältnis der Ausländer zu dem Staate. Der Vertrag mit Rußland stellt dieses beispielsweise ganz zweifelsfrei; da heißt es in dem betr. Abjag: „Es herrscht jedoch Einverständnis darüber, daß die besonderen Gesetze der kontrahierenden Staaten über Handel und Gewerbe und Polizei nicht berührt werden.“ Es ist also keinem Staate in Deutschland verwehrt, Ausländer aus irgend welchen polizeilichen Gründen auszuweisen. Geht also die Tendenz der Anträge dahin, Ausländern den Gewerbebetrieb bei uns zu untersagen, so ist das mit den Verträgen nicht vereinbar, geht aber die Tendenz der Anträge, und so fasse ich sie auf, dahin, Ausländer von der Bundesstaats- und Reichsangehörigkeit auszuschließen, so stehen einer solchen Abjag die Verträge nicht entgegen.

Abg. Dr. Lieber (Centr.): Bei dem Antrage Hammerstein handelt es sich nur um Unterjagung der Einwanderung. Die Unterjagung wäre aber vertragswidrig. Als Vertreter einer föderativen Partei lege ich aber ein besonderes Gewicht auf den Umstand, daß jedes Eingreifen des Reiches im Sinne der Anträge, eine Verletzung des bayerischen Reservatrechts einschließen würde. Wir erinnern uns nur zu genau des Tages, an welchem das Jesuitengesetz angenommen wurde und der Ruf hier erscholl: „Die Jesuiten sind wir los, wir wünschen den Katholiken gute Reise.“ Mit unserem Willen wird es nicht geschehen, daß es hier einmal heißt: „Die Juden sind wir los, wir wünschen den Katholiken gute Reise.“ (Beifall im Centrum.)

Abg. Dr. Herms (freis. Volksp.): Man hat gesagt, es sei eine Sünde und Schande, wie die Juden das Volk ausbeuteten. Ich halte es für eine Sünde und Schande, solche simple Redensarten hier zu gebrauchen.

Präsident v. Levetzow: Eine solche Rede- wendung gegen ein Mitglied des Hauses kann ich nicht dulden.

Abg. Herms fortfahrend: Die Juden können es niemand recht machen. Wenn sie sich taufen lassen, so ist es nicht recht, wenn sie in höhere

Stellen kommen, heißt es, sie drängen sich vor und wenn sie Landwirtschaft treiben, wird gesagt: Der Grundbesitz geht an einen Fremden verloren. Gerade in Sachsen, dem gelobten Lande des Antisemitismus, giebt es nur 9000 Juden gegen 3 Millionen Christen und gerade der Abg. Sachsse müßte doch zugeben, daß überall in Sachsen der Wohlstand zunimmt. (Sachsen rechts). Die Leute, die von Parasiten am Mark der deutschen Eiche sprechen, mögen sich Christen nennen, aber der Geist des wahren Christentums geht ihnen ab. Die Antisemiten scheinen nicht einmal zu wissen, daß der Stifter ihrer eigenen Religion ein Jude war. (Rufe: Pfui, pfui!) Die deutschen Juden sind eben so gute Patrioten wie die Bekenner anderer Konfessionen. Kaiser Friedrich hat mit Recht die antisemitische Bewegung eine Schmach für Deutschland genannt. (Beifall.)

Abg. Dr. v. Langen (kons.): Zu uns kommen die Juden als Hosen verkaufende Jünglinge, um als Bankiers zu enden. Wollten wir, wie Herr Bogtherr wünscht, ruhig abwarten, bis die Juden gänzlich zu Deutschen geworden sind, so könnte es kommen, daß eher alle Deutschen zu Juden werden. Wir sagen ja nur von der Sorte nicht mehr, wir haben davon schon genug über Verdienst (Heiterkeit). Wir bitten also, nehmen Sie unseren Antrag an. (Beifall.)

Von dem Abg. Schmidt Elberfeld und Genossen geht jetzt ein Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung ein, derselbe wird befürwortet.

Abg. Ricker (freis. Volksp.): Die Sache fängt wirklich schon an, langweilig zu werden. Man hilft sich auf jener Seite bereits durch antisemitische Märgen. Durch die Art und Weise, wie hier debattiert wird, fühlten sich Tausende von deutschen Mitbürgern gekränkt.

Abg. Förster (Antis.) spricht gegen den Uebergang zur Tagesordnung. Die Antisemiten seien von dem Abg. Herms in einer geradezu unverantwortlichen, glibblichen Weise angegriffen worden.

Präsident v. Levetzow erklärt, diese Wendung gegen ein Mitglied nicht zulassen zu können.

Nunmehr wird der Antrag Schmidt auf Uebergang zur Tagesordnung über den Liebermann'schen Gesetzentwurf angenommen. Ein weiterer Antrag Schmidt-Elberfeld und Genossen auf Schluß der Debatte über die Anträge Hammerstein und Haffe wird dagegen abgelehnt.

Abg. Ahlwardt führt aus, seine „speziellen politischen Freunde“ (anhaltendes Gelächter) bekämpften die Juden nicht ihrer Religion wegen, sondern aus Rasse. Die Juden seien in der That Raubtiere (lebhaftes Gelächter), an der Thatfache sei nicht zu rütteln. Er erwarte mit Sicherheit, daß allmählich alle im Hause zu der Ansicht kämen. Seit 800 Jahren seien die Juden in Deutschland, gleichwohl hätten sie sich niemals auf den Kulturboden der Arbeit gestellt, sondern nichts gethan als geschwindelt. Die Hälfte aller Gesetze könnten wir abschaffen, wenn wir die Juden abschafften.

Abg. Ricker: Zur Geschäftsordnung! Der Herr Vorredner hat von einem Teil der Bevölkerung gesprochen, als von Raubtieren, Cholera bacillen, Parasiten, Schwindel usw. Wenn auch die Persönlichkeit des Vorredners durch gerichtliches Urteil hinreichend gekennzeichnet ist, so überschreitet doch das Maß der Schimpffreiheit die Gebrauche des Hauses und die Grundsätze, welche der Präsident des Hauses noch gestern bei der Beratung des Militäretats verkündet hat. Schlimmer als dies durch den Vorredner geschehen ist, kann doch der Ton im Hause...

Präsident v. Levetzow: Was ich zu thun habe, lasse ich mir nicht vorschreiben. Sie haben kein Recht, meine Geschäftsführung zu kritisieren.

Margarethe.

Original-Roman von M. W. I. d. e. n.

(Fortsetzung.)

Gretche kannte überhaupt nur eine Freude, nur ein Vergnügen und das war, wenn ihr Augustin einmal gestattete, die Thronen in B. zu besuchen — er begleitete sie jedoch nie, anfangs entgegen ihren Bitten — später verschwandete sie dieserhalb kein Wort mehr an ihn, ja, es war ihr im Grunde genommen recht angenehm, daß sie allein reisen konnte — wie ihr Gatte jetzt war — der rechte echte hochmüthige Geldproze, paßte er auch nicht mehr in ihre schlichte Heimat, in der sich übrigens auch vieles verändert hatte, wenn sie sie auch immer noch in dem kleinen Häuschen in der Vorstadt zu suchen hatte; der Vater hatte sich pensionieren lassen und ging jetzt ganz in seiner Blumenpflege auf, die Mutter war alt geworden und der Kinderkreis um sie herum auseinandergesprengt.

Herrmann, der Älteste, hatte wirklich Jura studiert und war vor Kurzem als Kreisrichter in einer kleinen Stadt an der Ober ange stellt worden. Ferdinand, der Theologe, war noch Kandidat in einem vornehmen Hause — eine Pfarre hatte sich noch nicht für ihn gefunden, und Hanschen, aus dem mit der Zeit ein recht langer Hans geworden, wollte auch schon in nächster Zeit sein Abiturientenexamen machen, er gedachte, das Bausach zu studieren.

Die drei jüngeren Schwestern hatten sich verheiratet — jedoch alle, trotzdem sie sich zu wirklichen Schönheiten entwickelt, kaum standesgemäße Partien

gemacht. Die älteste heiratete einen Postsekretär, die zweite einen Bankbeamten und die dritte einen Elementarlehrer; aber sie hatten brave, tüchtige Männer und lebten glücklich und zufrieden, trotzdem sie, wenn Gretche einmal nach B. kam, immer wie Aschenbrödel neben der eleganten Schwester aussahen.

Und es fiel keiner ein, die „Residenzlerin“, wie sie Gretche nannten, ob ihrer prachtvollen Roben, ihrer teuren Spitzen und Brillanten zu beneiden — schon, weil sie die einzige von ihnen war, deren Ehe kinderlos geblieben, trotzdem auch sie keinen glühenderen Wunsch gekannt hatte, als daß es auch ihr vergönnt gewesen wäre, so ein kleines holdes Wesen auf ihren Armen zu wiegen.

Uebrigens kam den Kleinen der Schwestern der Umstand, daß Gretche ohne Familie war, sehr zu statten; wer weiß, ob die junge Frau, wenn sie Kinder im Hause gehabt, so vorzüglich daran gedacht hätte, die der Schwestern zu erfreuen.

Von allen Türrnen der Residenz schlug es die fünfte Nachmittagsstunde und auch in dem reizenden Gemach, in dem wir Margarethe wieder gefunden, zeigte die elegante Stuhuh auf fünf. Mit einem leisen schmerzlichen Seufzer legte die junge Frau ihre Stickerie aus der Hand — es war ja die Zeit, in der man das Diner — (Augustin hatte den Ausdruck „Mittagessen“ vollständig verboten) — einzunehmen pflegte — es wurde nicht unter ihren Augen zubereitet, wie es daheim geschehen, ihr Gatte fand das zu gewöhnlich: Die Frau Gräfin S. und die Baronin B., die Excellenz G., sie alle dachten ja nicht daran, in die Küche zu gehen, warum sollte er

seiner Frau nicht auch eine Wirtschaftlerin halten können?

Und als Margarethe einmal den Einwurf wagte, ihr Benehmen dem Gatten gegenüber war immer ein ängstliches — zu bescheidenes gewesen, die Gründe, welche sie an den Altar geführt, bedrückten sie immer noch — es gingen bei dieser Art, Haus zu halten, Unsummen verloren, hatte er nur leichtfertig mit der Achsel gezeit: „Nun, Du kannst nun einmal nie das arme Beamtenkinderlein verzeihen. Gewöhne Dich doch endlich daran, daß Du als meine Gattin nicht bei jeder Ausgabe zu rechnen brauchst, Du bist jetzt die Frau eines reichen Mannes; vergiß das nicht, m'amie.“

„Aber, Augustin, ein Brunnen läßt sich ausschöpfen! Du müßtest ein Krösus sein, wenn Dich der Luxus, den wir treiben, die Uebervorteilung aller, die uns dienstbar sind, nicht schließlich ruinieren sollten.“

Da war er heftig aufgefahren und sie hatte den heiteren, lebensfrohen, leichtsinnigen Mann in einem Horn und in einer Rücksichtslosigkeit gesehen, die ihr für immer den Mund schloß, innerlich aber war sie darum in nicht geringer Sorge. Eine Festivität folgte der anderen, Diners, Soupers und Dejeuners wurden in ihrem Hause veranstaltet, bei denen sie nicht einmal die Zahl der Gänge zu bestimmen hatte und welche die teuersten Weine, den köstlichsten Champagner in Strömen fließen sahen. Es entging ihrem aufmerksamen Auge auch nicht, daß der Gatte Tausende noch in anderer Weise verschwendete, wie er entgegen den Pflichten des Ehemannes jedes aufstrebende „Talent“, wenn es schön und jung und